

Schützen statt vernichten

Stralau 68 und die Berliner experimentelle Szene – ein Gespräch von Dietrich Eichmann mit Jürg Bariletti

1 Die regelmäßigen Konzerte im *Raumschiff Zitrone* endeten im Oktober 2006, der *Club der polnischen Versager* ist vor kurzem aus bürokratisch-polizeilichen Gründen geschlossen worden.

2 Zum Abschied organisierte Jürg Bariletti am 13. Oktober seine Finessage – bei brechend vollem Haus. Den musikalischen Abschied gaben CAB (Chris Abrahams, piano, Burkhard Beins, perc., Clare Cooper, harfe); Alexander Frangenheim (bass, tretminen, electronics) + Joris Camelin (dance) + Lillevän (video); André Vida (saxophone, performance); Ignaz Schick (turntable, objects) + Sabine Vogel (flutes); Tomorrow Collective (Marc Torbohm, guitar/loops, Christoph Reimann, electronic/clarinet/live-sampling, Holger Zimmermann, drums/sampling); Fine Kwiatkowski (tanz, video) + Wilhelm Grafenhorst (video, bass, electronics) u.v.a.

Der 1968 geborene Graubündner Pianist und Experimentalmusiker Jürg Bariletti lebt seit 2001 in Berlin und hat hier den interdisziplinären und internationalen Veranstaltungsort *Stralau 68* aufgebaut. Als Projektorganisator und Veranstalter von experimenteller Musik und Musiktheater war er zuvor bereits in der Schweiz höchst aktiv, wo seine Arbeit auch öffentlich, zum Beispiel mit dem Förderpreis der Stadt Chur, unterstützt wurde.

Besuchte man *Stralau 68*, direkt an der S-Bahn-Trasse, betrat man einen mit Graffiti übersäten Flachbau, der sich im Innern sofort als Ort des musikalischen und szenischen Experiments mitteilte. Als er einzog, gab es nichts, was funktionierte. Im ersten Jahr hat er – in mühsamer Arbeit, aus eigener Tasche finanziert und praktisch im Alleingang – alles funktionstüchtig gemacht und das ganze Gebäude als Konzertsaal hergerichtet. Es gab zwei große Räume, einen sanitären Bereich und eine halb eingerichtete Großküche. Im kleineren der beiden großen Räume lebte und arbeitete Bariletti, hier befand sich sein Labor: der für eine mobile Theatermusik entwickelte Klangkoffer, aus- und umgebaute Gusseisenplatten mit Stimmstock und Besaitung, Spielwerke, die völlig anders als Klaviersaiten zu bespielen sind. Man hatte den Eindruck: Alles ist und atmet Musik. Im größeren Raum, einem geräumigen Veranstaltungsraum, standen die beiden Flügel, die *Stralau 68* in der Reihe der Klein- und Kleinstveranstaltungsorte der Berliner Freien Szene eine Sonderstellung einnehmen ließen: ein schöner Bechstein und ein zweiter Flügel für Präparationen aller Art. *Stralau 68* war keine Wohnung, Kneipe oder Galerie, wo zusätzlich manchmal experimentelle Musik stattfand, sondern es war ein Ort, der mit, für und aus der experimentellen Musik heraus existierte und lebte. Und es war in der internationalen Szene experimenteller Musik einer der begehrtesten Spielorte weltweit.

Im Oktober musste auch dieser Ort zumachen, weil die GEMA Veranstaltungsgebühren selbst für eine Musik erhebt, die von ihr urheberrechtlich gar nicht anerkannt wird: experimentelle improvisierte Musik. Die traurige Geschichte von *Stralau 68* ist ein Beispiel für die allmähliche Vernichtung der Berliner freien Musikszene durch die GEMA,

durch Behörden und kulturpolitische Ignoranz.¹ Eine höchst lebendige Szene, die sich in Berlin seit der Jahrtausendwende an unkonventionellen, kleinen öffentlichen Orten und in privaten Wohnungen parallel zum Neuen Musik-Konzertbetrieb herausgebildet hat. Das folgende Interview führte der Pianist und Komponist Dietrich Eichmann am 25. Juni dieses Jahres, als es noch Hoffnung gab, diesen Ort mit Hilfe der Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur zu erhalten. Diese Hoffnung ist inzwischen gestorben. *Stralau 68* gibt es nicht mehr.² (D.E./G.N.)

J.B.: Als Pianist ist man ja ein bisschen eingeschränkt; wenn man einen Flügel hat, dann braucht man auch einen Raum, wo man das Ding hinstellen kann. Also suchte ich einen Raum, wo ich ungestört proben und mit Leuten zusammen spielen kann. Nachdem ich diesen Ort gefunden hatte, entwickelte er sich auf ganz natürliche Weise zum Veranstaltungsort. Erst hatte ich das gar nicht vor, aber es fiel schnell auf, dass es in Berlin praktisch gar keine Möglichkeiten für Pianisten gibt aufzutreten, mit Präparationen zu arbeiten, mit Klangveränderungen usw. Ich wollte mir selbst eine gewisse Plattform erarbeiten, und vor allem einen Ort explizit für Pianisten schaffen, die auf dem experimentellen Gebiet arbeiten. Grenzenlos, stilrichtungslos experimentelle, innovative Projekte veranstalten, in die Pianisten einbezogen sind. Das war die Grundidee. Seit der ersten interdisziplinären Konzert-Installation im April 2002 habe ich hunderte von Konzerten organisiert. Dies ist das sechste Jahr, im Schnitt vier, fünf Konzerte im Monat, wenn ich hier bin. Natürlich bin ich in Berlin nicht der Einzige, aber was ich hier herausragend finde ist die Inspiration des Raumes. Die Akustik ist fantastisch, es ist einfach ein Ort, der durch Improvisation lebt, die Musiker sind total inspiriert. Und die Leute kommen hierher, weil sie Musik, und zwar genau diese Musik hören wollen.

D.E.: Das Programm von *Stralau 68* unterscheidet sich in wichtiger Weise von anderen Veranstaltern improvisierter Musik in Berlin, die sich häufig über eng gefasste Musikstilrichtungen und Sozialisierungsrichtlinien definieren.

J.B.: Ich habe eine andere Philosophie als andere Veranstalter. Ich lade auch Leute ein, die ich nicht persönlich und deren Musik ich noch nicht gut kenne. Hier nur Musiker einzuladen, die schon bekannt sind, Magnete sind, war nie mein Ziel. Wenn eine ganz un-

bekannte Band spielt, dann kommen eben nicht so viele Leute. Ich gehe das Risiko ein und sag den Leuten: kommt spielen, die Bedingungen sind so und so. Ich habe dabei immer einen guten Instinkt gehabt. Wer hierher kommt, der weiß, es wird etwas Unvorhersehbares passieren, etwas Experimentelles, etwas Neues, etwas Spontanes, egal, in welchem Genre es sich bewegt. Es kann richtig freejazzig abgehen, ich habe aber auch einige wenige Konzerte im Bereich neuer Musik organisiert. Komponisten fragen, ob sie ihre Stücke hier aufführen dürfen, meist, weil sie wissen, dass ich hier einen Flügel habe und es auch für sie keine andere Möglichkeit gibt, ihre Stücke zu realisieren, wenn sie nicht in den offiziellen Förderstrukturen drinstekken.

Wichtig ist diese Offenheit, dass man nicht erst irgendwelche Konditionen erfüllen muss, um hier überhaupt auftreten zu dürfen. Der einzige kritische Punkt ist die Musik, der Ton, alles andere ist nebensächlich. Das schätzen die Musiker sehr, und durchweg alle, die hier spielten, wollen auf jeden Fall wieder kommen. Ich glaube, dass man sagen darf, dass es einer der wichtigsten Orte in Berlin ist, wo internationale und europäische Kultur wirklich stattfinden, nicht nur auf dem Papier und mit irgendwelchen EU-finanzierten Projekten, sondern auf eine eigene, private Initiative, und es funktioniert tadellos. Aber es funktioniert eben nur so lange, bis irgendwelche Behörden das spitzbekommen ..., dann bekommt man Probleme. Ich hab' fünf Jahre Glück gehabt ...

D.E.: Welche Behörden sind das?

J.B.: Zunächst kam die Gewerbepolizei, aber die konnte ich abwenden, weil ich versprach, keine Werbung zu machen, und dass es nur Privatanlässe seien. Das ist hier möglich, weil es so abgelegen ist, im Niemandsland. In Mitte wäre das nicht mehr möglich gewesen, oder in Prenzlberg... das hätten sie mir nicht geglaubt (lacht). Das Absurde aber ist, dass über ein Theaterprojekt, wofür ich die Musik machte, die GEMA auf mich aufmerksam wurde. Dann haben sie mich gegoogelt, kamen natürlich auf die Website von *Stralau 68* mit dem aktuellen Programm und einem Archiv. Dort konnten sie vollen Einblick bekommen und es dauerte nicht lange, bis die Agenten der GEMA kamen. Die drohten natürlich mit Buße, wie's üblich ist, und zwangen mich, einen Vertrag zu unterschreiben, dessen monatliche Zahlungen ich gar nicht imstande bin zu leisten.

D.E.: In welcher Höhe?

J.B.: Ich habe einen sogenannten Minimalvertrag, laut dem ich annähernd einhundert Euro pro Monat abgeben muss. Aber ich dürfe keinen Barbetrieb machen und kein Eintrittsgeld nehmen. Das heißt, du musst gratis spielen und verdursten.

D.E.: Von diesen Einnahmen aber wird von der GEMA an die Musiker, die hier auftreten, überhaupt nichts verteilt.

J.B.: Nein, denn es sind ja improvisierende Musiker, so etwas existiert aber für die GEMA-Leute gar nicht. Es wird als Kunstrichtung nicht anerkannt, weil es nicht im entferntesten etwas mit einem Urheberrecht zu tun habe. Wirklich ernsthafte, frei improvisierte Musik, wie sie im Moment passiert, die nicht fassbar ist, das ist ein einmaliges Hörerlebnis, das ist dann vorbei, es gibt keine Tonträger und nichts; das ist meine Philosophie. Das ist für Behörden nicht fassbar und existiert nicht bei der GEMA – aber bezahlen muss man! Die Musiker bekommen nichts. Ich kann diesen Standpunkt überhaupt nicht nachvollziehen. Ich bin schon lange am Kämpfen, aber chancenlos. Es gibt Dutzende von Musikern, die ähnliche Probleme haben. Dauernd müssen kleinere Läden, die experimentelle Musik machen, aus finanziellen Gründen schließen, weil die GEMA Druck macht. Tja, die GEMA als Vernichtungsorganisation der Grundlagen ihrer Musiker. Die Musiker, die Pianisten, die experimentelle Musik, neue Musik machen, wo haben die noch eine Plattform? Die wenigen, die es noch gibt, werden systematisch zerstört. GEMA und Behörden glauben, man müsse sich gar nicht um die kleinen Orte kümmern, weil es ein administrativer Mehraufwand ist, so dass sie schlussendlich nur noch die Großen haben, die »großen Events«, denn da können sie ja auch richtig absahnen.

D.E.: Hast Du aus Berlin Unterstützung bekommen?

J.B.: Nein. Zwei Jahre lang habe ich viele, viele Gesuche eingereicht, sowohl in der Schweiz als auch in Berlin, auch bei Stiftungen usw., um institutionelle Unterstützung für den Ort als Plattform, als Grundlage für das Arbeiten, für die Miete zu bekommen. Ich kann eine erfolgreiche Arbeit vorweisen, positive Resonanz, große Nachfrage bei den Musikern, jahrelang Veranstaltungen mit regelmäßigem Publikum, das, was eben wichtig ist in der Szene; das hat aber alles nichts

geholfen. Zuletzt hab' ich es in diesem Jahr bei der Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur eingegeben – aber auch umsonst. Die GEMA-Probleme laufen bereits über ein Jahr, und ich wusste, ohne öffentliche Unterstützung werd' ich das nicht mehr tragen können ... es ging ja wirklich nur um fünftausend Euro im Jahr als Finanzierungsgrundlage für den Ort, um einen läppi-schen Betrag, wovon ich auch die GEMA hätte bezahlen können, ein bisschen Subvention fürs Programm, alles würde funktionieren, kein Problem! Es ist ein Pappenstiel! - aber nichts. Projekte, sehr wichtige Projekte, die wirklich nur einen ganz bescheidenen Zuschuss benötigen, um zu überleben, die werden einfach weggeworfen! – Zwei Monate lang habe ich bezahlt, danach ging es einfach nicht mehr. Im Herbst muss ich dichtmachen.

D.E.: Der Boom der alternativen Spielorte in Berlin ist beinahe wieder zum Stillstand gekommen. Anfang des »Jahrtausends« gab es ja doch eine ganze Menge. Und das war sehr wichtig für die Szene! Gerade weil es all diese Begegnungsorte gab, ist Berlin für internationale Musiker so attraktiv geworden!

J.B.: Das ist etwas Grundlegendes, was die Politiker überhaupt nicht verstehen: dass Berlin nur überleben kann, wenn es eine Kulturstadt bleibt, in der genau diese Freie Szene am Blühen ist; was nämlich auch tausende Touristen jedes Jahr anzieht. Wenn man diesen Kern, diese lebendige Struktur voller Offenheit, im Keim erstickt, dann kann Berlin eigentlich zumachen. Auch wirtschaftlich ist es ein unglaublicher Schaden für die ganze Stadt, wenn man es darauf anlegt, die Freie Szene systematisch auszuhöhlen. Es sind ja ganze Reiseorganisationen, die darauf aufbauen, die das ansprechen und ganzen Bevölkerungsschichten empfehlen: Ja, geht in die Underground-Szene in Berlin, da läuft was, da lebt es, da wuchert es, da ist alles so lebendig! Politiker, Gremien von Förderung bis zur GEMA, Kulturausschüsse und sonst noch was müssen einfach mal ganz klar akzeptieren, dass die Freie Szene in Berlin schützenswert ist und dass man alles dafür geben muss, um kleine Orte aufrecht zu erhalten. Mit wenig Geld! Schlussendlich gib't dann nur noch die *MaerzMusik* ...

D.E.: In der *MaerzMusik* läuft ja eine ganze Menge Programm, das gar nicht entstehen könnte, wenn es Orte wie *Stralau 68* und die ganze Berliner Szene nicht gäbe. All diese Musiker haben mit Berlin zu tun; wenn sie

ständige Gäste bei dir, im *Ausland*, im *Kulturhaus Mitte*, im *labor sonor*. Sogar bei den Donaueschinger Musiktagen läuft dieses Jahr ein Programm unter NOWJazz, das ganz eindeutig aus der Berliner Szene stammt.

J.B.: Die *MaerzMusik* kann für Berlin nur ein Publikumsmagnet sein, wenn sie sich aus der Freien Szene speist ...

D.E.: Kannst du dir denn eine Form vorstellen, in der *Stralau 68* Berlin als Veranstaltungsort erhalten bleiben kann? Wenn die Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur die Förderung von 5000 Euro bewilligt hätte, wenn es irgendeine Finanzierung gäbe, hättest du dann weitermachen können und wollen?

J.B.: Wenn ich vom Senat Geld bekommen hätte, würde ich weitermachen, aber sicher nicht mehr hier wohnen. Die bauen auf dem Gelände um, die ganze S-Bahnstrecke wird erneuert; im Moment ist es nicht mehr so angenehm. Auch die Heizkosten sind extrem hoch. Man müsste noch einmal einiges investieren, um den Ort letztendlich winterfest zu machen. Ich würde mir eine kleine Wohnung in der Umgegend suchen, lasse mein Material mit der gesamten Infrastruktur hier, und jemand anders mietet das Ganze.

D.E.: Könnte das eine Kooperative sein, die *Stralau 68* in deinem Sinne mit dir zusammen weiterführt? Ich halte es für sehr wünschenswert, dass die Offenheit des Programms, die du geprägt hast, erhalten bleibt und weitergeführt wird.

J.B.: Klar, mir ist das alles bewusst. Entweder finden sich Leute, die das Ding mieten und weiter experimentelle Musik hier veranstalten, dann könnte ich mir vorstellen, mich als Fremdveranstalter mit einzuklinken. Ich habe bereits viele Modelle errechnet und bin überzeugt, wenn jemand das ein bisschen gescheit anpackt und gut vorbereitet, kann das gut funktionieren, weil es schon einen Ruf hat, weil in der Umgebung eine Wiederbelebung stattfindet und der Standort immer attraktiver geworden ist. In dieser Größe, mit solchen Räumen, die kulturell nutzbar sind, findet man ja so gut wie nichts mehr in Berlin, es ist wirklich einmalig. Wenn es wirklich öffentlich würde, dann hat man mit drei, vier Konzerten pro Monat die Miete drin. Nebenbei könnte man noch Probeflächen vermieten. Ich bin hundertprozentig überzeugt, dass es offiziell und sich selbst tragend machbar wäre. ■